

DER FALL NATASCHA KAMPUSCH

## "Ich bin stark"

Vor drei Jahren entfloh Natascha Kampusch ihrem Entführer - nach 3096 Tagen im Verlies. Mit unserem Autor Peter Reichard ist die Österreicherin wieder an den Tatort zurückgekehrt

VON Peter Reichard | 14. Januar 2010 - 07:00 Uhr

Am 23. August 2006, gegen 13 Uhr, hastet eine junge Frau durch die Gärten einer Wohnsiedlung bei Wien. Sie hat einen günstigen Moment genutzt, um dem Mann zu entkommen, der sie als Zehnjährige auf dem Schulweg entführte, in ein winziges Verlies seines Hauses sperrte und wie eine Leibeigene hielt, achteinhalb Jahre lang. Dreitausendsechsendneunzig Tage und Nächte. Der jungen Frau gelingt die Flucht. Ihr Entführer nimmt sich das Leben. Von einem Tag auf den anderen kennt die ganze Welt ihren Namen – Natascha Kampusch. Und wartet darauf, dass sie ihre Geschichte erzählt.

Wer in einer Behörde die Nummer 134 zieht, muss sich auf eine lange Wartezeit einstellen. Aber er weiß, irgendwann kommt er dran. Genau das weiß ich nicht. Denn die Nummer 134 hat mir Natascha Kampuschs erster Medienberater verpasst, der seit Tagen mit kaum etwas anderem beschäftigt ist, als den Ansturm journalistischer Bittsteller listenmäßig zu erfassen. Meine Chance wird auf eins zu 400 schmelzen, so hoch ist am Ende die Zahl meiner Konkurrenten. Wir alle wollen dasselbe: mit Natascha Kampusch sprechen – über ihr Schicksal. Exklusiv natürlich.

Ich war, bevor ich Dokumentarfilmer wurde, in Hamburg Polizist gewesen, hatte als Kripofahnder in zwei internationalen Fällen Kidnapper gejagt. Warum nicht diese Erfahrung nutzen und Kontakt zu meinen österreichischen Exkollegen knüpfen? Und meine journalistisch tätige Frau einbeziehen, die einen besonderen Zugang zur Mentalität des Nachbarlandes hat – sie ist Österreicherin.

Wir reisen nach Wien und kehren mit dem Versprechen von Polizei und Staatsanwaltschaft zurück, dass sie unser Projekt unterstützen werden. Unter einer Voraussetzung: Natascha Kampusch muss sich daran beteiligen, das Wohl des Opfers stehe über allem. Wir sind beeindruckt von der amtlichen Fürsorge. Die auch uns vielleicht ein wenig zuteilwurde, wir wissen es bis heute nicht. Denn plötzlich gehen für uns alle Türen auf: Wir dürfen Natascha Kampusch treffen. Im Büro ihres Medienberaters Nummer zwei.

Wie sollen wir ihr begegnen?

Wir haben gehört, sie möge kein Parfum. Und keine Menschen mit überbordendem Temperament und heftigen Gesten. Nun, wir benutzen Duftwässer und reden mit Händen und Füßen. Für uns ist klar: Wir fahren zwar das alles ein wenig herunter, aber wir bleiben wir selbst. Denn aus meiner Zeit als Polizist weiß ich: Wer wie Natascha Kampusch über Jahre hinweg darauf trainiert ist, jedes Körpersignal, jede Bemerkung seines Peinigers zu

deuten, um daraus einen winzigen Nutzen für das eigene Überleben zu ziehen, dem kann man nichts vormachen.

Dann steht sie vor uns. Blass und schmal. Ihr scheuer Blick streift unsere Gesichter, sie reicht uns die Hand am schnurgerade ausgestreckten Arm. Eine Schutzmaßnahme, wie wir noch lernen werden, mit der sie Menschen auf Distanz hält. Denn es gibt fast niemanden, dem sie vertraut. Wolfgang Priklopil, ihr Entführer, hat ihr Vertrauen in lauerndes Misstrauen verkehrt, weil sie ihm ausgeliefert war und nie wissen konnte, was er in der nächsten Sekunde mit ihr vorhatte. Wer Natascha Kampusch näherkommen möchte, muss sich ihr Vertrauen erarbeiten. Sagen, was er denkt, und denken, was er sagt. Sie nie hintergehen. Sie unterzieht uns einem Vertrauenstest, wir stehen unter Langzeitbeobachtung. Sie hofft, dass wir verstanden haben, was für sie wichtig ist. Das ist vor allem der Respekt vor ihrer Intimsphäre, allem Privaten. Was jedoch intim und privat ist, definiert sie anders als wir. Ihre Grenze zur Verletzung ist hauchdünn.

Natascha Kampusch wirkt unendlich traurig an jenem Märznachmittag 2007. Stumm hört sie sich an, warum gerade wir es seien, die besonders einfühlsam und professionell eine Fernsehdokumentation über ihr Schicksal machen würden. Wir versuchen, ein Gespräch mit ihr in Gang zu bringen. Stellen Fragen, die sie höflich beantwortet, mit zarter, leiser Stimme. Ich möchte sie umarmen. Reiß mich zusammen, unterlasse es. Dann, endlich, hat auch sie eine Frage. Ich soll ihr alles über Jakob von Metzler erzählen, über dessen Fall ich einen Dokumentarfilm gedreht habe.

Wir sind überrascht – wie kommt sie darauf? Sie habe das Drama um den Bankierssohn aus Frankfurt im Fernsehen verfolgt, sagt sie. Sie habe mit ihm und seiner Familie gelitten, aber ihre Gefühle unter Kontrolle halten müssen, da sie ja selber von ihrem Entführer Wolfgang Priklopil kontrolliert worden sei.

Eine Stunde ist vergangen. Wir verabschieden uns und haben nun mit der eigenen Traurigkeit zu kämpfen, die Natascha Kampusch in uns auslöst. Wir wissen, dass sie Zeit brauchen wird, um ihr neues Leben zu ordnen. Dass sie gesund werden muss, soweit das bei ihrem Schicksal möglich ist. Dass sie sich stark genug fühlen muss, um sich an die Mitarbeit an unserem Film heranzuwagen. Das haben wir ihr gesagt. Wir wissen, dass wir nur dann glaubwürdig bleiben, wenn wir sie nicht drängen. Sie in Ruhe lassen, bis von ihr das Zeichen kommt: Ich bin so weit.

Diese Geduld ist mit dem Risiko behaftet, dass nichts daraus wird. Die Konkurrenz bohrt täglich bei ihrem Medienberater nach. Aber es gibt keine Alternative zum langen Warten, das nun beginnt.

Nach einem Jahr wird unsere Geduld belohnt. Natascha Kampusch ist bereit, den Film mit uns zu machen. Im Dezember 2008 sehen wir sie wieder, nun im Büro ihrer beiden jetzigen Medienberater. Sie ist wie ausgewechselt, so scheint es: beschwingt, fröhlich. Sie erzählt uns kleine Alltagsgeschichten mit Sinn für Witz, wir müssen häufig lachen. Acht

Stunden geht das so. Unglaublich, wie sie sich erholt hat, denken wir. Und müssen diesen Eindruck korrigieren, als wir im Januar 2009 mit ihr Vorgespräche für das Fernsehprojekt führen. Wir erhalten dabei Einblicke in eine gequälte Seele, die kaum eine Chance hat, sich jemals zu erholen. Erst hat ein kommunikationsgestörter Schwächling sich an ihr ausgelassen, achteinhalb Jahre lang. Nun sind es die Medien, die sie umlauern. Tag für Tag. Weil sie mehr hinter der Entführungsgeschichte vermuten – etwa, dass es Mittäter gab, dass Priklopil zu einem Kinderpornoring der feinsten Wiener Gesellschaft gehörte, dass die Mutter in das Verbrechen verstrickt war.

Zur Legendenbildung hat Natascha Kampusch ungewollt selber beigetragen. Sie hat sich der Welt vor den Kameras als selbstbewusste junge Frau von madonnenhafter Schönheit präsentiert. Intelligent, eloquent, mit einer fast druckreifen Sprache. Nichts von einem Opfer. Das scheint sich nun zu rächen. Die simple Version der Tat ist nicht gefällig.

Aber sie ist die Wahrheit.

Wir haben sie zigmal überprüft bei den Behörden. Immer wieder nachgehakt bei Natascha Kampusch, bei ihrer Mutter, beim besten Freund Wolfgang Priklopils, unseren Kronzeugen vor der Kamera. Es bleibt wahr: Natascha Kampusch wurde entführt, gefangen gehalten, gequält, beherrscht von einem einzigen Mann. Einem, der so lange von der eigenen Schwäche beherrscht wurde, bis er dieses Kind von der Straße raubte und einsperrte, um daraus Stärke und Überlegenheit zu schöpfen. Nicht genug offenbar, denn bezwungen hat er sie nicht. Sie hat dem seelischen Müll, der sich in Wolfgang Priklopil angesammelt hatte, getrotzt. Am Ende lief sie ihm davon. Er brachte sich um, sie lebt – mit all den Scheußlichkeiten und Entwürdigungen, die er wie die Abdrücke harter Profilsohlen in ihrer Seele hinterlassen hat.

Natascha Kampusch rührt in ihrem Tee. Sie sitzt uns gegenüber, schildert uns ihre Entführung am 2. März 1998. Wie Priklopil sie auf dem Schulweg plötzlich in seinen weißen Kastenwagen zerrte, sie auf den Boden warf, hinters Steuer kletterte und davonraste. Sie dann, in eine blaue Decke gehüllt, im eine halbe Stunde Autofahrt entfernten Strasshof in das winzige Kellerverlies seines Hauses trug. Sie dort sechs bis neun Monate lang – genau weiß sie es nicht, da ihr jegliches Zeitgefühl abhandenkam – einsperrte, bevor er sie zum ersten Mal in seine Wohnung hochholte, hinter heruntergelassenen Jalousien, in diffusem Licht. Er kontrollierte sie, überwachte sie, bedrohte sie. Und sie? Verlernte das Weinen. Tränen hinterlassen Spuren auf polierten Bodenfliesen. Das duldete der Reinlichkeitsfanatiker Priklopil nicht. Er rieb sie ihr mit Gewalt in die Augenhöhlen zurück. Im Lauf der Jahre nahm er sie ab und zu mit in den Garten, nachts, für Minuten. Sie sog die frische Luft ein. Strich mit der Hand über Gräser, Blüten. Bettelte darum, einen Zweig in ihr unterirdisches Verlies mitnehmen zu dürfen. Sie durfte und wurde gleich darauf mit Essensentzug bestraft, weil sie auf dem Küchentisch einen Fingerabdruck hinterlassen hatte, den er sofort wegwischte – hart zupackend, mit

*ihren* Handrücken. Ein Leben in der Hölle, unter der Fuchtel eines Teufels, der trotz gelegentlicher Freundlichkeiten ein Teufel blieb. Mit dem sie um jede Winzigkeit rang.

Sie war froh, wenn sie nicht mit ihm in der Wohnung sein musste, sondern im Verlies bleiben konnte. In ihrer engen, zugemauerten Welt mit Büchern, Stiften und Papier. Später mit einem Radio und einem Fernseher, in dem sie sich Videos anschauen konnte.

Wenige Monate bevor Natascha Kampusch einen unbewachten Augenblick für ihre Flucht nutzte, nahm Priklopil sie einige Male mit in die Öffentlichkeit – die sich heute so schwertut, zu verstehen, warum sie nicht schon da die Chance ergriff und weglief oder wenigstens um Hilfe rief. Ihre Erklärung: Sie habe den Menschen einfach nicht zugetraut, dass sie die Gefahr, in der sie schwebte, sofort erfassen und entsprechend handeln würden. Denn Priklopil hatte ihr angedroht, sie und mögliche Befreier auf der Stelle umzubringen. Wie sollte sie auf Menschen bauen, von denen sie über so viele Jahre hinweg absolut entfremdet worden war durch ihren Entführer, auf dessen Bedürfnisse sich ihr gesamtes Leben seither konzentrierte? Wie sollte sie diese psychische Sperre durchbrechen?

Die Leute«, sagt sie, »brauchen nur das Experiment zu machen und eine Hauskatze bei der Wohnungstür rauslaufen zu lassen. Die wird sich dann auf die siebte oder achte Stufe setzen und nicht mehr vom Fleck bewegen und kläglich miauen, weil sie Angst vor der Freiheit hat. Angst, dass irgendwas passiert. Weil sie ja damit rechnet, dass sie sofort eingefangen und sanktioniert wird. Genauso geht es einem Menschen, der so lange isoliert wurde wie ich.«

Natascha Kampusch hat ein Bild gemalt. Ein Mensch treibt auf einer Eisscholle. Plötzlich der Ruf: »Flieh! Lauf davon!« Aber wohin? Ins eiskalte Wasser springen? Da scheint es doch sicherer zu sein, auf der Scholle zu bleiben. So hat Natascha Kampusch die achteinhalf Jahre überlebt. Mit unendlicher Kraft. Aber woher nahm sie die?

Stark war sie schon, bevor sie entführt wurde. Intelligent, vor allem wohl sozial intelligent. In der Gefangenschaft spürte sie, dass sie sich mit Hass selber umbringen würde. Sie griff zu einer Lösung, die im normalen Leben schon schwer genug ist und für ein Kind in ihrer Lage geradezu unglaublich erscheint: Sie verzieh. Verzieh Priklopil, so schnell es ging, alle Bosheiten, mit denen er sie drangsalierte. Sah in ihm das, was er war: ein fehlgeleiteter, schwacher Mensch, klein gehalten durch den Vater, dessen Anerkennung er suchte, aber nicht bekam. Weil sie das begriff, verzieh sie ihm, dass er sie klein hielt.

Manchmal dachte sie sogar: Wie gut, dass es nicht ein anderes Kind getroffen hat. Ich bin stark. In diesem Bewusstsein arbeitete sie auf ein Ziel hin: eines Tages zu fliehen. Wenn sie über die psychische und physische Kraft verfügte, die dafür nötig sein würde. Ihr Plan ging auf. Nicht jedoch die Hoffnung auf ein Leben ganz in Freiheit, denn Natascha Kampusch ist nicht frei. Sie ist eingesperrt. Wieder. Nur ihr Aktionsradius ist jetzt größer. Sie bleibt überwacht, auf Schritt und Tritt, nun von der Gesellschaft.

Die verübelt ihr die inzwischen abgesetzte Talkshow im österreichischen Fernsehsender Puls4, in der sie Prominente befragte. Man glaubt, sie sei wohlhabend, und hält ihr, bisweilen unflätig, vor, dass sie mit der U-Bahn fahre statt mit ihrer Luxuslimousine – die sie in Wirklichkeit ebenso wenig hat wie das viele Geld, das man bei ihr vermutet; schließlich habe sie Priklopils Haus geerbt, als Entschädigung. Man wirft ihr Großspurigkeit vor, da sie gemeinnützige Projekte finanziell unterstützen wollte und ihr Versprechen nicht hielt.

Sie konnte es nicht halten. Denn die Spendengelder, die ihr zugeflossen waren, reichten nicht für die Gründung einer Stiftung, wozu es einer Mindestsumme bedarf. Dass ihr weder Geld noch herkömmlicher Luxus etwas bedeuten, ist möglicherweise der Grund, warum sie dem Verdacht nicht nachgeht, ein erheblicher Teil der Spenden sei in undurchsichtigen Kanälen versickert.

Natascha Kampusch erzählt uns in einem der Vorgespräche, dass sie sich in ihrem Gefängnis die Zeit mit Singen vertrieb, etwa von Beatles-Songs. Wir bitten sie um eine kleine Kostprobe. Sie ziert sich. Ich bitte sie noch einmal. Sie lächelt und sagt einen Satz, den wir noch oft und in ganz anderen Zusammenhängen hören werden: »Das ist aber peinlich.« Finden wir gar nicht und betteln nun alle beide so lange, bis sie sich im Sessel aufrichtet, kurz das Haar schüttelt, für einen Moment die Augen schließt – und loslegt. Sie singt. Und singt. Und singt. Mit wunderschöner, klarer Stimme. Und der Zwischenansage, immer wieder: »Das ist aber peinlich.«

Natascha Kampusch steckt voller Talente. Ihren Gesang haben wir gehört. Dann dürfen wir noch eine urkomische Seite entdecken: Sie parodiert Leute, öffnet Dialekte nach, und plötzlich sehe ich mich in der Rolle eines Lehrers für Sächsisch, an dessen Perfektion wir feilen, bis ihr mühelos Sätze über die Lippen fließen, als sei sie eine gebürtige »Leipz'scherin«.

Ihre Talente muss sie heimlich ausprobieren. Ich denke an meine eigene Jugend. Ich schrieb für eine Schülerzeitung. Andere sangen in einer Band. Trommelten im Jazzkeller. Malten – was auch Natascha Kampusch in ihrer Gefangenschaft tat. Aber wir durften das alles frei ausprobieren, ohne Häme in der Zeitung. Natascha Kampusch singt. Aha, das nun auch noch, würde sie wohl über sich lesen müssen. Sie holt den Schulabschluss nach – in schützendem Privatunterricht, damit nicht jede Note öffentlich kommentiert wird.

Natascha Kampusch erlaubt uns, als einzigem Kamerateam überhaupt, in dem Haus zu drehen, in dem sie ihr Martyrium erlebte. Danach wird nichts mehr so sein wie vorher. Sie wird das Haus entrümpeln und das Verlies zuschütten lassen. Darauf drängen die Behörden. Die Begründung klingt wie ein makabrer Scherz: Wolfgang Priklopil hatte das Verlies ohne Genehmigung gebaut.

An einem trüben Tag im März 2009 sind wir zur Vorbesichtigung verabredet. Mit dem Team wollen wir die Lichtverhältnisse im Haus prüfen, nach Stromanschlüssen für

Kamera, Licht und sonstige Technik suchen. Der Kleinbus nähert sich Strasshof. Natascha Kampusch sitzt hinter mir, neben meiner Frau. Ihr Gesicht verdüstert sich zusehends. Sie spricht kein Wort mehr, wirkt unruhig und hochangespannt. Hinter dem Ortsschild beginnt eine lang gestreckte Gemeinde ohne Ortskern, achttausend Einwohner. Eine Hauptstraße, von der wir nach rechts in eine Siedlung mit Häusern und Gärten abbiegen.

Dann das Haus. Ein verwilderter Garten. Natascha Kampusch bleibt vor dem Garagentor stehen. Zögert. Schließt es auf. Durchquert die Garage und baut sich rücklings vor einer Tür auf. Sagt mit gesenktem Blick, dass sie niemanden in die Wohnung lasse. Zu intim die Welt, die ihr aufgezwungen war. Wir fragen nach dem Verlies. Sie zeigt wortlos auf Bohlen, eingelassen in den Garagenboden. Wir räumen sie zur Seite. Eine steile Steintreppe wird sichtbar. Der Kameramann schaltet eine akkubetriebene Lampe ein, tastet sich die Treppe hinunter. Ihm folgt die Regisseurin Alina Teodorescu. Ich sehe zu Natascha Kampusch hinüber. Sie steht da mit niedergeschlagenen Augen in ihrem schwarzen Mantel. Verloren, einsam, stumm. Ist dies, frage ich mich, ein Moment der Vergewaltigung, bei der wir die Täter sind? Ich höre mich etwas zu ihr sagen. Was, weiß ich nicht mehr.

Sie zeigt auf meine Frau und mich. »Kommen Sie«, sagt sie leise. Und öffnet nun doch die Tür. Wir drei gehen durch die Wohnräume, in denen sie sich aufhalten musste, wenn ihr Entführer sie heraufließ. Unter seiner strengen Aufsicht, bei heruntergelassenen Jalousien, die wir jetzt erstmals sehen. Uns verschlägt es die Sprache. Dafür spricht Natascha Kampusch, fast flüstert sie.

Stockend beschreibt sie noch einmal den Horror, von dem sie uns bereits erzählt hat, der sich aber hier, wo wir jetzt stehen, abgespielt hat – als wolle sie sich dafür entschuldigen, dass diesem Horror das passende Ambiente fehlt. Dass man, was ihr geschah, diesen Räumen nicht sofort ansieht. Langsam durchstreifen wir mit ihr Zimmer, in denen einfach nur düstere Normalität steht. Keine Folterbänke, keine Schreckenskammern. Nur banale Spießigkeit, aus der uns Bilder der Gewalt und grausamer Machtspiele anspringen, nicht weil wir sie sehen, sondern weil wir es wissen. Was Natascha Kampusch uns erzählt hat, hier wird es lebendig. Es überwältigt uns.

Sie bemerkt unseren Schock. »Lassen Sie uns nach draußen gehen«, sagt sie. Wir folgen ihr. Auf dem Rasen vor dem Haus atmen wir tief durch. Dann schießen meiner Frau die Tränen in die Augen, plötzlich, ohne den nassen Schimmer, der das Weinen sonst ankündigt. Natascha Kampusch nimmt ihre Hand, streichelt sie. »Ich bin stark, Frau Reichard«, sagt sie. Ich bin es nicht. Auch ich kann meine Tränen nicht halten. Wir drei umarmen uns. Alina Teodorescu kommt auf uns zu. In geduckter Haltung, fast demütig. Sie war im Verlies. Auch sie hat Tränen in den Augen. Nimmt Natascha Kampusch in die Arme. »Meinen Respekt!«, sagt sie. »Dass Sie das überlebt haben!« Und schaut sie an, als sehe sie sie zum ersten Mal.

Tage später, im Haus wird bereits gedreht, ist es so weit: Ich steige in den Keller, krieche dem Grauen, dem innersten, entgegen. Um mich herum ist alles schwarz. Kalt, eng, feucht.

Modergeruch steigt mir in die Nase. Ich falle kopfüber aus dem geteerten Tunnel in einen winzigen Vorräum. Links eine bauchige Betontür, 150 Kilo schwer. Ich richte mich auf, stoße rechts erst eine, dann eine zweite braune Holztür auf. Mache einen Schritt. Und stehe im Verlies.

Ein Hochbett. Tischchen. Stuhl. Regale. Spüle. Klo. Ein Kinderzimmer von funktionaler Unbarmherzigkeit. Ein Hobbykeller für Perverse. Hineingepresst in nicht einmal fünf Quadratmeter Fläche. Meine Frau nimmt drei Anläufe, dann hat auch sie es geschafft. Sie steht neben mir, greift ans Bettzeug, weil sie es nicht glauben kann, dass hier ein Mensch geschlafen hat. Begreift, dass es so war. Stürzt in Panik davon. Das alles von Natascha Kampusch erzählt zu bekommen war eines. Die Realität jetzt, sie ist zu brutal.

Ich bleibe. Denke an Nataschas Entführer Wolfgang Priklopil. Was mag in ihm vorgegangen sein, wenn er hinter ihr die schalldichten Türen schloss? In den Zugangsschacht einen schweren Tresor wuchtete, ihn in der Mauer verschraubte und den Schrank davorschob? Eine Stunde hat es jedes Mal gedauert, sie wieder einzuschließen in ihrem Kellerloch, das wissen wir von Natascha Kampusch. Ein Schauer läuft mir über den Rücken. Sie. Oder jetzt ich. Allein in dieser engen Betongrube. Kommt er zurück? Oder verrecke ich hier drinnen, einsam, von niemandem bemerkt? Der blanke Horror. Ich zwänge mich raus aus dem gottverdammten Verlies. Haste die Treppe hoch. Und bin zum zweiten Mal froh, wieder an der frischen Luft zu sein.

Ich frage mich, bis wohin die Polizei wohl vorgedrungen wäre, wenn sie im Haus nach Natascha Kampusch gesucht hätte. Hätten die Beamten hinter dem Tresor den Zugang zum Verlies vermuten können? Nachdem Priklopil den Tresor geöffnet und darin verwahrte Dokumente präsentiert hätte? Hätte nicht fast jeder gedacht: Gut, ein Tresor, ein vielleicht etwas spinnerter Typ, aber doch kein Monstrum? Hätte nicht fast jeder an diesem Punkt die Durchsuchung beendet?

Es tut Natascha Kampusch weh, dass ich sie nach den Details ihrer Gefangenschaft befrage, später dann vor der Kamera in einem Wiener Fernsehstudio. Sieben Tage lang, immer jeweils einige Stunden. Sie wehrt ab, dreht den Spieß um und befragt mich. Die Kamera läuft, wir plaudern. Dreißig, vierzig Minuten. Viele Informationen von mir, kaum eine von ihr. Aber irgendwann gibt sie den Widerstand gegen meine Fragerei auf und konzentriert sich auf ihr Inneres. Es ist mucksmäuschenstill. Ihr Blick senkt sich, sie fährt wie in einem gläsernen Fahrstuhl hinab – dorthin, wo sie die ganzen Abscheulichkeiten gespeichert hat.

Sie liest sie ab, so scheint es. Leise, fast monoton. Mit einer Distanziertheit, als habe, was sie erzählt, nichts mit ihr zu tun. Und plötzlich ist der imaginäre Fahrstuhl wieder oben, und Natascha Kampusch steigt aus. Sagt energisch, sie brauche eine Pause. Springt auf. Isst, trinkt, lacht. Und macht mir Vorwürfe, dass ich im Interview zu sehr in die Tiefe gehe. Minuten später sitzt sie wieder vor der Kamera. Und das Spiel beginnt von vorn.

Ein hartes Spiel. Für sie natürlich. Für mich aber auch. Ich möchte ihr nicht wehtun mit meinen Fragen und fühle gleichzeitig den Druck, meine journalistische Aufgabe zu erfüllen. Und da ich nicht lockerlasse, sagt sie einen Satz, den ich nie mehr vergessen werde: »Polizisten sind furchtbar. Journalisten sind noch furchtbarer. Und Sie sind beides.« Dann lächelt sie mich an.

**COPYRIGHT:** ZEITmagazin, 14.01.2010 Nr. 03  
**ADRESSE:** <http://www.zeit.de/2010/03/Kampusch-03>